

Begegnung mit dem Fremden

Schondelmayer, Anne-Christin

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schondelmayer, A.-C. (2006). Begegnung mit dem Fremden. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 3624-3631). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-142688>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Begegnung mit dem Fremden

Anne-Christin Schondelmayer

Dieser Beitrag basiert auf einem im Jahr 2002 von mir durchgeführten qualitativen Forschungsprojekt mit Rückkehrern des Deutschen Entwicklungsdienstes und beschäftigt sich mit dem Thema Begegnung mit dem Fremden und den unterschiedlichen Handlungspraktiken von Entwicklungshelfern.

In der Literatur findet man nur wenig zu diesem Thema. Die meisten Beiträge beschäftigen sich entweder mit dem politischen Rahmen der Entwicklungshilfe oder mit einer so genannten »interkulturellen Handlungskompetenz«¹. Empirische Untersuchungen zur Handlungspraktik lassen sich fast überhaupt nicht finden. Dabei ist die Fokussierung auf die Akteure der Entwicklungshilfe aus zweierlei Gründen bedeutsam. Erstens sind es abseits pädagogischer und wirtschaftlicher Konzepte von Entwicklungshilfe einzelne Menschen mit ihrer jeweiligen Biographie, die in ihrer Arbeit auf Fremde treffen und mit dieser Fremdheit umgehen. Zweitens und das zeigt sich in meiner Studie, decken sich alltagstheoretisches Verfügungswissen über interkulturelle Begegnungen und atheoretisches, implizites Erfahrungswissen in einer Begegnung mit dem Fremden nur begrenzt. Um wirklich etwas darüber zu erfahren, wie ein Entwicklungshelfer Fremdheit erlebt und wie er in einer Begegnung mit dem Fremden handelt, ist es notwendig die Handlungspraktiken und die ihnen zugrunde liegenden Orientierungen zu rekonstruieren.

Nach einigen kurzen Anmerkungen zur methodischen Vorgehensweise und dem *sampling* werde ich Ihnen drei unterschiedliche Handlungstypen in der Begegnung mit dem Fremden vorstellen. Schließlich werde ich noch auf das Fremdbild der Entwicklungshelfer eingehen und damit ein zentrales Forschungsergebnis der Studie darlegen.

1 Vgl. u.a. Eder 1996; Luchtenberg 1999; Scholz 2000; Stadler 1994 und Freise 1982.

1. Die dokumentarische Methode

Um die Erfahrungen von zurückgekehrten Entwicklungshelfern bei der Begegnung mit dem Fremden empirisch zu erforschen, habe ich narrative Interviews mit neun Entwicklungshelfern durchgeführt und diese mit der dokumentarischen Methode, wie sie Ralf Bohnsack (2000) im Anschluss an Karl Mannheim entwickelt hat, ausgewertet.

Um mich möglichst unbefangen dem Thema Entwicklungshelfer im Umgang mit der einheimischen Bevölkerung zu nähern, überließ ich die Schwerpunktsetzung der Erzählung den Interviewten. Als Eingangsfrage diente die Aufforderung zu erzählen, wie sie ins Ausland gekommen sind.

Aus der Schwerpunktsetzung meiner Interviewpartner *selbst* entstand dann die Auseinandersetzung mit dem Thema »Begegnung mit dem Fremden«. Das heißt, die Interviewpartner haben selbst – ohne meine Aufforderung – ausführlich und fokussiert über die Begegnung mit dem Fremden erzählt. Wie eine solche Begegnung aussehen kann, wie sie erlebt und bewertet wird und was letztlich als fremd konnotiert wurde, konnte mit der dokumentarischen Interpretation herausgearbeitet werden.

Im Fall der Entwicklungshelfer hat sich diese Vorgehensweise vor allem aus zwei Gründen bewährt: Erstens geht diese Vorgehensweise methodisch davon aus, dass Forscherin und Erforschte unterschiedliche Erfahrungshintergründe haben und deshalb auch ihre Vorstellungen vom Fremden unterschiedlich sind. Zweitens werden die Wissensbestände nicht als allein diskursives Wissen betrachtet, sondern als in die Handlungspraxis eingelassenes, häufig habitualisiertes Wissen, das von den Akteuren nicht so ohne weiteres expliziert werden kann.

Die interviewten Entwicklungshelfer hatten nicht nur unterschiedliche Bilder von Fremden, vor allem hatten sie unterschiedliche Handlungsweisen mit dem umzugehen, was sie als fremd erlebten. Dies hängt mit der jeweiligen Biographie des Menschen und dessen habituellen Mustern zusammen.

2. Typen von Begegnungen

Drei meiner Interviewpartner und ihre spezifischen Orientierungen möchte ich Ihnen vorstellen, um auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede hinzuweisen. Aus neun geführten Interviews wurden diese drei aus zweierlei Gründen ausgewählt. Erstens aus Gründen der Vergleichbarkeit, das heißt einem gleichen Generations

und Bildungshintergrund und einem ähnlichen Rückkehrdatum. Zweitens deshalb, weil sie trotz dieser Gemeinsamkeiten maximal miteinander kontrastieren.²

Herr Herzfeld war in einem Ausbildungszentrum in Afrika tätig. Seine Bewerbung für den Entwicklungshilfedienst erfolgte nach einem späten Studium und aufgrund mangelnder Berufsaussichten. Herr Weiß arbeitete in einem Landwirtschaftsprojekt als Ingenieur. Seine Motivation für eine Tätigkeit in Afrika ist seiner Neugier und dem Wunsch nach einer neuen »Herausforderung«. Frau Schnabel leitete eine Koordinationsstelle als Sozialwissenschaftlerin und entschied sich für den Entwicklungsdienst aus einer politischen Überzeugung. Allen interviewten Entwicklungshelfern ist gemeinsam, dass sie in einer Begegnung mit dem Fremden nach Vertrauen und Vertrautem suchen und dies in irgendeiner Form herzustellen versuchen. Nicht immer ist es die afrikanische Bevölkerung, die Fremdheitsgefühle weckt, aber bei allen dreien entsteht durch den Kontakt mit Afrikanern und Afrikanerinnen eine Auseinandersetzung mit dem Fremden.

Herr Herzfeld, der Lehrer im Ausbildungszentrum, hat ein sehr idealisiertes und romantisches Bild von Afrikanern. Er sagt zum Beispiel:

»der Umgang mit den Afrikanern (2) es is nich so äh immer auf Ziel und Zweck gerichtet wie bei uns.«

Oder auch: »Die ham nix aber die Art wies se miteinander umgehen äh hat ne Qualität die wir nich mehr haben so.« Dieses theoretische Bild deckt sich letztlich nicht mit Herrn Herzfelds Handlungspraxis. Herr Herzfeld erlebt in seiner Tätigkeit als Entwicklungshelfer einen eigenen sozialen Aufstieg – er gehört nun, so Herzfeld »zu den stinkereichen leuten«, mit dessen Konsequenzen er nicht umgehen kann. Den privaten Kontakt mit Afrikanern findet Herr Herzfeld »schwierig« und führt dies auf die unterschiedliche soziale Position zurück: »also schwierig (1) mit Nachbarn oder (1) die du fragst in Richtung private=//ja// =Kontakte. ziemlich schwierig. //mmb// weil wenn die wenn die äh finanziellen die äh Geldvoraussetzungen //mmb// nich auf der gleichen Ebene liegen.«

Auch wenn sich Herr Herzfeld es selbst nicht erklären kann, führen Kontakte mit Afrikanern zu, wie er es nennt, einer »Neurose«, einer Angst von anderen ausgenutzt zu werden. Insofern unterstellt er den »Afrikanern« doch ein Zwecksetzung ihres Handelns, nämlich ihn auszunutzen. Eine vertrauensvolle Umgebung findet er nur in seinem europäischen Freundeskreis, in den er sich zurückzieht.

»also ich hab (1) denn ich hab des so hat sich des ein=klüngelt, ich hab gut und gerne mit denen tagsüber gearbeitet, aber tendenziell musst ich sagen und und das wundert ab und zu wenn ich des erzähle äh die Leute; abends hab ich zugehört dass ich Dora und Florian dass ich in europäischen

2 Die Namen der Entwicklungshelfer wurden anonymisiert.

(1) //mmh// Umgebung in der Regel bin. //ja// äh (1) weil es nich unstressig is immer mit äh diesen ganzen Fremden und. //ja//«

Herrn Herzfelds Erfahrung in der Begegnung mit Afrikanern, der Anblick des Fremden und die daraus entstehende Verunsicherung führt dazu, dass er seinen Kontakt auf das Berufliche beschränkt und sich privat in europäische Umgebung begibt. Dies scheint weniger eine geplante Handlung zu sein, als vielmehr ein sich zwangsläufig ergebender Umstand (»so hat sich des ein=klüngelt«).

Herr Weiß ist ein sehr pragmatischer und lösungsorientierter Mensch. Ihm geht es darum, etwas gelingen zu lassen. Nach einer anfänglichen Verunsicherung angesichts der ärmlichen Verhältnisse in Afrika, entzieht sich Herr Weiß aus der ihn befremdenden Konfrontation, (tatsächlich steigt er auf einen Berg und sieht »*die Sache von oben*«) und lässt sich nur begrenzt auf Anders- und Fremdartigkeit ein. Herr Weiß beobachtet die anderen Fremden und handelt schließlich nach *seinen* Vorstellungen. Er versucht konsequent, seine Aufgaben und Ideale voranzubringen.

»ich habe mich nich so sehr in den Alltag da äh=eingliedern lassen ich war natürlich sehr daran interessiert meine Sachen voran zu bringen also meine Terms of Reference«.

Eine mögliche Fremdheit übergeht Herr Weiß, indem er seine berufliche Perspektive verfolgt und andere darin einbaut, etwa seine Kollegen motiviert, mit ihm aufs Land zu fahren. Aber auch im persönlichen Bereich entwickelt Herr Weiß eine Orientierung an zu erledigenden Aufgaben. Er nimmt zwei Kinder in Obhut und regelt deren Tagesablauf. Diese zwei Kinder sind ihm, wie er es nennt »*überbrichgeblieben*«. Sie waren, so Weiß, »*sozial benachteiligt*«, »*wirkliche Hungerkinder*«. Herr Weiß wird initiativ, als er erfährt, dass die Kinder »*nur ganz sporadisch*« in die Schule gingen und »*sehr krank waren*« und sich scheinbar niemand um die Kinder kümmert. Herr Weiß sieht hier einen Handlungsbedarf, der sich an seinen Vorstellungen vom Leben und an seiner Position als Helfender orientiert.

Herr Weiß erzählt:

»da hab ich das dann in die Hand genommen; relativ schnell und hab mit ziemlichen Brachialmethoden (1) die äh aufn Weg zur Schule gebracht und ähm also die mussten Morgens- also ich hab das schon so gemacht dass die weiterhin bei ihrer Mutter lebten //mmh// aber ((räuspern))dass die Morgens eben gleich kommen mussten; vor dem Frühstück und sich waschen mussten und äh den Ranzen mitnehmen mussten und zur Schule gehen, ja ;«

Herr Weiß schafft sich und anderen Aufgaben, die es zu erledigen gilt, und verweilt letztlich auch privat auf einer solch sachlichen Ebene. Die Perspektive der anderen spielt dabei eine geringe Rolle. Indem Aufgaben geschaffen werden, wird das verunsichernde Moment von Fremdheit durch vertrautes zielorientiertes Handeln überwunden.

Frau Schnabel, Sozialwissenschaftlerin im Entwicklungshilfedienst, begibt sich dagegen mehr in den Austausch mit Fremden, versucht Perspektiven zu wechseln und eine gemeinsame Wirklichkeit aufzubauen, in der ein Vertrauen entsteht. Dies wird ihr einerseits möglich, indem sie praktisch Gemeinsamkeit aufbaut, etwa im gemeinsamen Tschad-Kauen, dem Kauen auf Kokablättern, einer landesübliche Gewohnheit beim abendlichen Zusammensitzen. Andererseits entsteht Gemeinsamkeit durch Kommunikation. Der Kommunikationsaspekt findet sich in zahlreichen Passagen des Interviews wieder, unter anderem in ihrem Bericht über die Entwicklung der Beziehung zu afrikanischen Kollegen.

Frau Schnabel berichtet:

»auf den Autofahrten hat man des hat mich sehr genervt; oft die wesentlichen Sachen er-erfahren; ähm (2) was politische Verhältnisse angeht vor Ort; ob der Parteivorsitzende in dem Kaff wieder irgendwelchen Ärger gemacht hat und Geld haben wollte;(1) oder was tatsächlich geschieht in den Projekten hat man immer im Auto erfahren, weil das Auto ein sicherer Ort war um zu sprechen; weil es eine absolute Spitzelgesellschaft is //mmh// in der immer ein Regierungsspitzel da is wenn auch nur drei Leute irgendwo hocken und irgendwas reden. (1) «

Trotz der Betonung von Kommunikation ist Frau Schnabels Orientierung in dieser Passage geprägt durch eine Dichotomisierung von »ich« und »die« anderen. Die anderen werden von Frau Schnabel nicht in einer persönlichen oder kulturellen Andersartigkeit charakterisiert, sondern in einem gesellschaftlich-politischen Rahmen.

Sieht es zunächst so aus, als könne Frau Schnabel die Spaltung »ich-die« nicht überwinden und als wären die anderen nur präsent als Sprechende oder Verschweigende, so entwickelt sich im Zuge der Beschreibung von Autofahrten eine Annäherung, eine Zuwendung und ein Verständnis, welches vor allem dem Aspekt der Kommunikation geschuldet ist. Die Möglichkeit zu kommunizieren, ergibt sich erst durch die Aneignung einer bis dato fremden Infrastruktur. Zwar empfindet Frau Schnabel die Autofahrten als Stress, gleichzeitig genießt sie diesen intimen Moment der Begegnung. Gemeinsames Wissen über informelle Angelegenheiten können ausgetauscht werden. Tratschen schafft Vertrauen³. Frau Schnabel spricht ihrem Gegenüber nicht die Art der Mitteilung als illegitim ab, auch wenn es so scheinen mag (*»hat mich sehr genervt«*), sondern hat für dessen Verhalten eine theoretische Erklärung »weil das Auto ein sicherer Ort war um zu sprechen«. Frau Schnabel übt

3 Dies zeigt sich auch im gemeinsamen Erzählen von Tratschgeschichten. Wie schon zuvor in der Beschreibung über gemeinsame Handlungspraktik mit afrikanischen Freunden tritt auch hier das vertrauensvolle Tratschen auf. »Handelt es sich um eine vertrauliche Information, so stellt der Erzählende zum einen seine exklusive Beziehung zur abwesenden Person, die die Klatschmitteilung betrifft, unter Beweis; er demonstriert zum anderen aber auch sein Vertrauen zum aktuellen Gesprächspartner, da er diesen an seinem Wissen teilhaben lässt.« (Keppler 1987, 295)

hier wie auch an anderen Stellen Kritik an strukturellen, politischen Gegebenheiten, welchen sie sich ausgesetzt fühlt. Die Fremdheit zu afrikanischen Kollegen tritt durch eine Distanz gegenüber politischen Strukturen zurück. Diese Distanzierung auf einer abstrakt-theoretischen Ebene ermöglicht gleichzeitig eine Annäherung im Gespräch. Auf den Autofahrten entsteht so Schnabel »*sein Vertrauensverhältnis*«, was sie als »*schön*« empfindet. Das Vertrauensverhältnis ermöglicht Frau Schnabel einen Zugang zu Interna über negative Ereignisse, die verheimlicht werden sollen, zu einem informellen Wissen – »und je mehr Vertrauen da ist desto mehr erfährt man natürlich auch über Sachen die eben laufen« erzählt Frau Schnabel.

Nicht zuletzt in der Eröffnung von internen Geheimnissen zeigt sich die gegenseitige Annäherung und ein Verbundenheitsgefühl, welches unter anderem von einem gemeinsam erlebten Zustand der Ohnmacht gegenüber politischen Strukturen genährt wird.

3. Fremdheit als Klassenfremdheit

In der Analyse des Interviewmaterials habe ich rekonstruiert, dass Fremdheit als ein Moment der Verunsicherung und des Mangels an praktischem Handlungswissen erlebt wird. Entgegen der einschlägigen sozialwissenschaftlichen Diskussion über das Thema Fremdheit ist diese in meinem *Sample* jedoch weniger mit den Begriffen »Kultur« und »kulturelle Identität«⁴ konnotiert. Zwar wird der Begriff kulturell durchaus verwendet, er ist aber keinesfalls leitend für Orientierungen in der Begegnung mit Fremden gewesen. Vielmehr wird Fremdheit meist als Klassenfremdheit, als Differenz zwischen Reich und Arm erlebt.

Trotz unterschiedlicher Herangehensweisen und Perspektiven in einer Begegnung mit dem Fremden zeigte sich, dass sowohl Herr Weiß als auch Herr Herzfeld und Frau Schnabel sich in der Begegnung mit dem Fremden an der eigenen und der sozialen Position der anderen orientieren. Sind es einmal die Armen, die Opfer von Strukturen sind, einmal die Armen, die Geld von den Reichen wollen und einmal die Hungerkinder, deren man sich annehmen muss, so zeigt sich darin zum einen ein Bezug zur finanziellen und sozialen Lage des Gegenübers, zum anderen der Bezug zur eigenen Person und der eigenen sozialen Lage.

Es ist dieser Aspekt der Klassenfremdheit, der in der Begegnung mit dem Fremden verunsichert. Für Herrn Herzfeld ist diese Verunsicherung so elementar,

4 Vergleiche Stadler (1994), Gemende (1999) oder auch Dittrich/Radtke (1990). In letzterem finden sich sehr interessante Aufsätze zu Konstruktion und Konzeption von »Fremden«.

dass er sich keiner geeigneten Handlungspraktik ermächtigen konnte, um diese »einzudämmen« (vgl. Waldenfels 1991: 60).

Eine Zuschreibung erfolgt aber nicht nur von Seiten der Entwicklungshelfer, die Andere als fremd oder nicht fremd betrachten, sondern es werden ihnen gleichzeitig bestimmte Merkmale von Außen zugeschrieben bzw. empfinden sie sich in einer bestimmten sozialen Position angesprochen.

Frau Schnabel expliziert dies folgendermaßen:

»also was das Leben da betrifft (1) war das ganz stark geprägt durch (2) dass man also als Weißer immer und auch zurecht als verhältnismäßig reich betrachtet wird«.

Eine Zuschreibung als Gast⁵ bzw. Besucher oder auch als »Reicher« verweist den einzelnen Mensch in bestimmte Verhaltensnormen. Dabei spielt es nur eine geringe Rolle, wie der Interaktionspartner die Rolle des »Gastes« besetzt haben möchte. Für das individuelle Verhalten sind vielmehr eigene Erwartungen und Vorstellungen handlungsweisend, bzw. die eigene Vermutung über Erwartungshaltungen der anderen.

Ist nun die unterschiedliche soziale Position das wesentlichste Merkmal einer Fremdheitserfahrung, stellt sich die Frage, wie damit in der Entwicklungshilfe grundsätzlich umgegangen wird. Der äußere Rahmen des Entwicklungshilfedienstes, der zum einen dazu beiträgt, im Gastland einer höheren sozialen Schicht anzugehören, und zum anderen implizit den Einzelnen in die Position des Gebers versetzt, (auch wenn es sich, wie im Falle des DED, um einen Personenentsendedienst handelt) wirkt auf das Erleben von Fremdheit als Klassenfremdheit mit ein. Eine Thematisierung von sozialen und damit von Machtunterschieden und die dadurch implizierte Fremdheit lässt sich jedoch nur sehr selten in der Diskussion um die Entwicklungshilfe, bzw. -zusammenarbeit oder in der Literatur zu interkulturellen Begegnungen finden.⁶ Wird der soziale Unterschied in einer solchen Begegnung jedoch verschwiegen, lenkt man die Aufmerksamkeit auf Nebenaspekte und die Entwicklung einer sogenannten »interkultureller Handlungskompetenz« wird zur Farce.

5 In Loyckes »Der Gast, der bleibt« findet sich eine intensive Auseinandersetzung mit dem Gastrecht. Loycke schreibt: »Die meisten Kulturen besitzen einen bestimmten Code wie den des Gastrechts, mit dessen Hilfe die Furcht vor dem Fremden allmählich überwunden werden kann. Je mehr der Fremde als individuelles Wesen betrachtet wird, desto weniger besteht die Gefahr, daß er generalisiert und typisiert wird« (Loycke 1992: 105).

6 Eine Ausnahme macht Baaz' (2002) Untersuchung zu Entwicklungshilfe in Tansania. Zum Thema Machtunterschiede findet sich in »Etablierte und Außenseiter« von Norbert Elias (1990) eine sehr gute Analyse.

Literatur

- Baaz, Maria Eriksson (2002), *The White Wo/Man's Burden in the Age of Partnership – A Postcolonial Reading of Identity in Development Aid*, Göteborg University: Department of Peace and Development Research.
- Bohnsack, Ralf (2000), *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*, Opladen.
- Dittrich, Eckhard J./Radtke, Frank-Olaf (Hg.) (1990), *Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten*, Opladen.
- Eder, Gudrun (1996), »Soziale Handlungskompetenz« als Bedingung und Wirkung interkultureller Begegnung«, in: Thomas, Alexander (Hg.), *Psychologie interkulturellen Handelns*, Göttingen, u.a., S. 411–422.
- Elias, Norbert/Scotson, John L. (1990), *Etablierte und Außenseiter*, Frankfurt a.M.
- Freise, Josef (1982), *Interkulturelles Lernen in Begegnungen – eine neue Möglichkeit entwicklungspolitischer Bildung?*, Saarbrücken, Fort Lauderdale.
- Gemende, Marion/Schröer, Wolfgang/Sting, Stephan (Hg.) (1999), *Zwischen den Kulturen. Pädagogische und sozialpädagogische Zugänge zur Interkulturalität*, Weinheim/München.
- Keppler, Angela (1987), »Der Verlauf von Klatschgesprächen«, *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 16, H. 4, S. 288–302.
- Loycke, Almut (Hg.) (1992), *Der Gast der bleibt. Dimensionen von Georg Simmels Analyse des Fremdseins*, Frankfurt a.M., New York.
- Luchtenberg, Sigrid (1999), *Interkulturelle kommunikative Kompetenz. Kommunikationsfelder in Schule und Gesellschaft*, Opladen.
- Scholz, Antje (2000), *Verständigung als Ziel interkultureller Kommunikation. Eine kommunikationswissenschaftliche Analyse am Beispiel des Goethe-Instituts*, Münster.
- Stadler, Peter (1994), *Globales und interkulturelles Lernen in Verbindung mit Auslandsaufenthalten*, Saarbrücken.
- Waldenfels, Bernhard (1991), *Der Stachel des Fremden*, Frankfurt a.M.